

# Das literarische Echo

◆◆◆◆◆◆◆◆ Halbmonatsschrift für Literaturfreunde ◆◆◆◆◆◆◆◆

Herausgeber  
Dr. Josef Ettlinger  
Berlin W. 50, Schaperstr. 37  
Telephon: VIa, 11600

Dritter Jahrgang  
Heft 8  
Januar 1901

Verlag  
F. Fontane & Co.  
Berlin W. 35, Lützowstr. 84b  
Telephon: VI, 1506

Erscheint monatlich zweimal. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 3 Kr. 60 G. = 4 Francs; jährlich 12 Mark = 14 Kr. 40 G. = 15 Francs. Zusendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 4 Kr. 50 G. vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 5 Francs vierteljährlich.

Insertate: Biergespaltene Nonpareille-Beile: 40 Pfg. = 48 Heller = 50 Cts.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste No. 4489)

Insertatannahme durch alle Annoncenbureaus des In- und Auslands, sowie durch den Verlag

## Buchdramen.

Von **Wolfgang Kirchbad** (Steglich).

(Nachdruck verboten.)

Was ist ein Buchdrama?! Das Wort wird so oft gebraucht. In den Massenabfertigungen neu erschienener dramatischer Werke, die in unseren Literaturblättern eine stehende Rubrik bilden, wird man dem Ausdruck „Buchdrama“ sehr oft begegnen als einem negativen Kriterium, mit dem das betreffende Dichtungsmerk als verfehlt bezeichnet wird. Sollten die bestellten Kunsttrichter indessen gehalten sein, eine genaue Erklärung von dem Begriffe zu geben, den sie mit dem Wörtchen verbinden, so würde gar mancher einige Verlegenheit fühlen.

Heißt „Buchdrama“, das Werk sei nicht ausführbar? Was ist nicht ausführbar? Darüber sind die Meinungen von Regisseuren und Theaterkennern oft sehr geteilt. Der Eine hält für unausführbar aus technischen Gründen, was der Andere mit den Mitteln der einfachsten Technik möglich macht. Heißt „Buchdrama“, der Beurteiler verspreche sich keinen Erfolg von dem Werke? Wer kann den Erfolg voraussagen? Wer kann wissen, ob ein Werk, das mit dem allgeringsten Aufwand von Theatermitteln gearbeitet ist, nicht Erfolg haben wird durch die Kraft seiner sittlichen Schönheit? Der Fall ist oft genug auf der Bühne dagewesen. Heißt „Buchdrama“, das Werk sei nicht „dramatisch“ in einem Sinne, den man etwa vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1880 mit dem Worte „dramatisch“ verband?! Nach dieser Zeit sind in Deutschland eine Masse von Bühnenwerken mit Erfolg über die Bretter gegangen, die in keiner Weise in jenem Sinne dramatisch waren, den man etwa als die dramatische Kraft eines Shakespeereschätzt. Das Gegenteil von dieser Kunst hat die Bühne erobert; früher hätte man alle Werke dieser Art als „Buchdramen“ bezeichnet, aber sie sind nicht im Buche geblieben, hundertmal aufgeführt und gleichzeitig in einer erklecklichen Anzahl von Auflagen gelesen worden. Heißt „Buchdrama“, das Werk ist „in Versen“ geschrieben und deshalb nicht

mehr bühnengemäß? Die wirkungsvollsten Bühnenwerke von heute wie von altersher bedienen sich des Verses. Auch hier kann nicht das Kriterium des Buchdramas gefunden werden. Wo also liegt der Begriff?! Sollte damit ein langweiliges, geistloses, gestaltenloses Geschreibe gemeint sein? Nun, dann ist es ja wohl weder ein Buch noch ein Drama, und es unterliegt dem Urteile, das nicht auf Formensfragen, sondern auf der Frage nach dem Inhalte beruht.

Im guten Sinne bezeichnet man wohl ab und zu als „Buchdrama“ ein solches dramatisches Werk, eine solche Dichtung in Dialogform, bei der der Verfasser die Aufführung und die augenblicklichen Begriffe von Theatertechnik nicht unmittelbar im Sinne gehabt hat. Goethe hat es wiederholt über verschiedene seiner Dramen ausgesprochen, daß er die Wirkung von der Bühne herab dabei nicht unmittelbar im Auge gehabt habe. Lord Byron hat bei einer Reihe seiner schönsten Dichtungen in Dramenform entschieden zunächst nicht an die Aufführung gedacht, sondern an die Lesewirkung, deren er sicher war, weil man auch seine Dramen gleich seinen epischen Dichtungen, lebhaft las. Wie viele Jahrzehnte ist „Manfred“ nichts als ein Buchdrama geblieben, bis man darauf verfiel, durch melodramatische Behandlung auch von der Bühne damit eine Wirkung zu erzielen! An sich betrachtet, ohne diese Zuthat, ist es auch heute noch ein völlig undramatisches Lesestück mit einer nur skizzierten Handlung und statt dessen mit einem unendlichen Reichtum von Sprachleben und geheimnisvoller Beobachtung von Seelenzuständen und geistvoll-tiefer Lebensauffassung ausgestattet. Diese letzteren Eigenschaften aber enthalten die Daseinsberechtigung des Werkes. Es verhält sich ebenso mit „Kain“, „Heaven and earth“\*), Werken der geistvollsten Phantasie und Lebenskritik, in einer sangpoetischen Vortragsart, in einer balladenhaften Behandlung, wie Goethe sie im „Faust“

\*) Ich verweise diejenigen, die nichts mehr vom Dichtermort wissen, auf Karl Bleibtreus glänzendes Buch über Lord Byron: „Byron, der Uebermensch“, eine der schönsten Analysen poetischer Werte, die jemals geschrieben worden ist.

Da ritt ein seltsam Klingeln mit,  
Kling, ling, klingelalei.

Es war ein schmeichlerisch bittend Getön,  
Kack, schack, schacke mein Pferdchen,  
Es war wie Kinderstimmen schön,  
Kling, ling, klingelalei.

Mir war's, ich streichelt ein lindes Haar,  
Kack, schack, schacke mein Pferdchen,  
Mir war so weh und wunderbar,  
Kling, ling, klingelalei.

Da schwand das Klingeln mit einennmal,  
Kack, schack, schacke mein Pferdchen,  
Ich sah hinunter ins tiefe Thal,  
Kling, ling, klingelalei.

Da sah ich Licht in meinem Haus,  
Kack, schack, schacke mein Pferdchen,  
Mein Bübchen sah nach der Mutter aus,  
Kling, ling, klingelalei.

#### Ein Lied im Lehnstuhl.

Laßt uns nicht schelten und schmähen,  
Das Leben ist so wie so schlimm, |ja schlimm!|  
Laßt Friedenskörner uns sä . . . en,  
Begraben den grimmigen Grimm.

Was hilft es, die Häuste zu ba . . . a . . . uen,  
Dadurch wird der Böse nicht gut |ja gut!|  
Und ist ein Schimpfwort gefa . . . a . . . uen,  
Verdoppelt sich bloß seine Wut.

Zähneknirschen und Augenro . . . o . . . uen,  
Hat gleichfalls gar keinen Sinn |ja Sinn!|  
Sie thun ja doch, was sie wo . . . o . . . uen,  
Gehn ihres Weges dahin.

Drum rat' ich euch, zündet die Pfei . . . ei . . . fe  
Des Friedens im Lehnstuhle an |ja an!|  
Zorn ist eine giftige Sei . . . ei . . . fe,  
Die Unheil anrichten kann.

Otto Julius Bierbaum.

#### Nachtwandler.

Trommler, laß dein Kalbfell klingen,  
Und Trompeter, blas darein,  
Daß sie aus den Betten springen,  
Mordio Michel, Mordio! schrei'n,  
Tuut und trumm, tuut und trumm,  
Zipfelmützen ringsherum.

Und so geh' ich durch die hellen,  
Mondes hellen Gassen hin,  
Fröhlich zwischen zwei Mamsellen,  
Wäscherin und Plätterin:  
Links Luischen, rechts Marie,  
Und voran die Musici.

Aber find wir bei dem Hause,  
Das ich euch bezeichnet hab,  
Nacht gefälligst eine Pause,  
Und seid schweigsam wie das Grab!  
Scht und hnt, scht und hnt,  
Sachte um das Haus herum.

Meine heftige Henriette  
Wohnt in diesem kleinen Haus,  
Kärmen die wir aus dem Bette,  
Kraht sie uns die Augen aus.  
Scht und hnt, scht und hnt,  
Sachte um das Haus herum.

Lustig wieder, Musikanten!  
Die Gefahr droht nun nicht mehr;  
Trommelt alle alten Tanten  
Wieder an die Fenster her!  
Tuut und trumm, tuut und trumm,  
Zipfelmützen ringsherum.

Ja, so geh ich durch die hellen,  
Mondes hellen Gassen hin,  
Fröhlich zwischen zwei Mamsellen,  
Wäscherin und Plätterin:  
Links Luischen, rechts Marie,  
Und voran die Musici.

#### Auf dem Maskenball.

Die Geigen girren leise,  
Die Flöten flüstern so fein,  
Die Masken drehn sich im Kreise,  
Blump fährt die Pauke drein.

Die Bläser blähen die Backen,  
Das Bombardon poltert wie wild,  
Da dreht sich auf zierlichsten Hacken  
Auf einmal das zierlichste Bild.

Ein Seufzer der Klarinette,  
Ein zärtliches Ach der Obo;  
Tanze mit mir, Pierette!  
— Kein Füßchen tanzte je so.

Die Geigen girren leise,  
Die Flöten flüstern so fein,  
Die Masken drehn sich im Kreise,  
Ein Propsentnall fährt drein.

Die Bläser blähen die Backen,  
Das Bombardon winselt wie mund.  
Den Arm um den reizendsten Nacken,  
Such ich den reizendsten Mund.

Ein Seufzer der Klarinette,  
Ein zärtliches Ach der Obo;  
Küsse mich, Pierette!  
— Kein Mündchen küßte je so.

Gustav Falke.

#### Der Handkuß.

Biere lang,  
Zum Empfang,  
Borne Jean,  
Elegant  
Fährt meine süße Lady.

Schilderhaus,  
Wache raus,  
Schloßportal,  
Und im Saal  
Steht meine süße Lady.

Hofmarschall,  
Pagenwall,  
Sehr grazios,  
Merveillös  
Kniert meine süße Lady.

Königin,  
Hoher Sinn,  
Ihre Hand,  
Interessant,  
Küßt meine süße Lady.

Biere lang,  
Vom Empfang,  
Borne Jean,  
Elegant,  
Kommt meine süße Lady.

Nun wie war's  
Heut bei Czars?  
Ach, ich bin  
Noch ganz hin,  
Haucht meine süße Lady.

Detlev v. Liliencron.

## Echo der Zeitungen

### Das Ueberbrettl.

Von Ernst v. Wolzogen (Berlin).

Ich wüßte mir keine amüsantere Zeit zum Leben, als unsere Gegenwart. Wir haben immer Wind in unsern Segeln für alle Schiffelein, die wir schwimmen lassen, und aller dieser Schiffelein Fahrt geht in einem berausenden Tempo von statten. Was thut's, wenn wir manchmal dabei von Atem kommen, wenn empfindliche Mägen sich bisweilen umkehren, wenn im allgemeinen die Nerven schärfer hergenommen werden als je zuvor; es ist doch ohne Zweifel besser so, als in paradiesischer Sattheit und Wunschlosigkeit geistig zu verstopfen und körperlich zu verketten. Gönnen wir das Paradies den müde Gewordenen und den geborenen

Philistern, und erhalten wir Lebendigen und rüstig Schaffenden uns die tolle Fahrt! Freilich — zum Seufzen und Kopfschütteln giebt's auch Grund genug. Dieselbe Vernunft, die in Wissenschaft und Technik heute so unerhörte Triumphe feiert, wird gleichzeitig auch mit Füßen getreten, so elefantisch = wuchtig wie nur je in finsternen vergangenen Zeiten. In den Sturm- wirbel der fortschrittlichen Värmtrommel gellen die Rück- zugsignale reaktionärer Trompeten hinein; wohin wir uns wenden, stoßen wir auf die wahnsinnigsten Gegen- sätze: fabelhafter Reichtum und schreiendes Elend; völlige Geistesfreiheit und finsterner Aberglaube; in demselben Staate nach außen eine Politik nach vorwärts in Siebenmeilenstiefeln und nach innen rückwärts, in spanische Stiefel eingeschnürt; stets gefüllte Thränen- drüsen für die unglücklichen Opfer der Vererbung, Kranke, Krüppel und Verbrecher, und daneben ver- schlossene Börsen für Schulmeister, Disziplinarverfahren gegen ehrliche Geistliche, erbarmungslose Konkurrenz, ideale Rücksichtslosigkeit gegen die Ueberzeugungen und Gefühle von Individuen und Nationen, die uns in unserm Erwerb stören könnten.

Wüste, wilde Gegensätze! Erschreckend und be- denklich! Eine grelle Buntheit der Erscheinungen wie bei den modernen Plakaten. Aber diese Plakate reizen und locken zu einem Genuß des Daseins, der auch dem Vermisten erreichbar ist, sofern er nur nicht arm an Geist ist. Das Welttheater ist zum Variété geworden, eine D-Vorstellung ohne Pause, gratis für jeden offenen Kopf und für alle sehenden Augen. Und in dieser Variétévorstellung des modernen Lebens genießen wir blutige Stierkämpfe, in denen abgehetzte Gäule auf ihren eigenen Eingeweiden herumtrampeln, halbsbrecherische Akrobatstücke, wo die gruselige Erwartung eines Genickbruches den Reiz fliegender schöner Menschen- leiber erhöht, und daneben niedliche Soubrettenliedchen, hiederfröhliche Jodler, Farben- und Formenräufe von schönen Frauengliedern, umraschelt vom Frou-Frou der Spitzen- und Seidenpliffes und umwogt von wunder- baren elektrischen Lichteffekten.

Neben der Brutalität, die auf dem Welttheater mit ihren groben Effekten Orgien feiert, suchen die ernste Wissenschaft und die ideale Kunst ruhig ihren Weg zum Lichte, und geschäftige, oft sogar ehrlich begeisterte Ver- mittler sind stets und überall bereit, ihre wichtigsten Ergebnisse, ihre schönsten Blüten ins Volk zu tragen, sie für das praktische Leben auszunutzen und dem Ver- ständnis der Menge zugänglich zu machen.

Sobald ernste Wissenschaft und ideale Kunst etwas Großes und Neues hervorgebracht, eröffnen heute die Presse und andere volkstümliche Institute einen Klein- verschleiß für ihre großen Werte: Urania-Theater und Jacobowskis „Goethe für 10 Pfennig“ will ich nur als Beispiele anführen. Ich könnte auch sagen: University Extension und Wertheims Kunstsalon. Wir können ganz absehen von dem eigenjinnigen Bemühen kleiner Künstlergruppen, sich vor der Masse nach Möglichkeit abzuschließen und nur für einen Kreis von Intimen zu produzieren. Der echte Künstler ist zu allen Zeiten Aristokrat niedrigschichtiger Obervanz gewesen, ein Hasser des profanum vulgus, ein Herrenmensch — der un- widerstehliche Zug der Zeit geht dennoch auf das Ver- wischen aller Grenzen und Sprengung aller Kasten- fesseln hinaus. Und so konnte es kommen, daß gerade von dem aristokratischen England aus eine Bewegung entsprang, die die Grundsätze einer neuen, von Japan beeinflussten stilisierten und dekorativen Kunst zuerst auf das Gebiet der Industrie und des Handwerks übertrug. In England begannen zuerst bedeutende Künstler Tapeten und Kleiderstoffe zu entwerfen, Modelle für den Tischler, Töpfer, Glaser, Metallarbeiter u. s. w. zu liefern und damit der banalen Devise „Schmücke Dein Heim“ einen edleren Inhalt zu geben. Diese Bewegung faßte in Deutschland tiefere Wurzel als in allen anderen Ländern; ja selbst als in Frankreich, wo das Vorurteil wirklicher Künstler gegen die Zumutung,

sich in den Dienst des Gewerbes zu stellen, ja auch schon früher überwunden war. Die secessionistische Be- wegung auf dem Gebiete der bildenden Künste hat in Deutschland nur dadurch so außerordentlich starken Ein- fluß und eine so unerhörte rasche Verbreitung erlangt, daß sie sich mit dem Gewerbe und Handwerk verband. Es ist wirklich eine große Errungenschaft, für die wir diesen vorurteilslosen Künstlern nicht genug Dank wissen können, daß es jetzt dem Menschen von eigenem Ge- schmack und reichen Mitteln möglich ist, sich mit lauter Verbrauchs- und Luxusgegenständen zu umgeben, die seiner Persönlichkeit stilistisch angepaßt sind, daß der Kampf gegen die Schablone nun überall so fröhlich geführt wird, hie und da sogar auf dem Gebiete der offiziellen Kunstbetheätigung in Architektur und monu- mentaler Plastik, und daß endlich auch die Massen- fabrikation aller Gegenstände, die zum Hausgebrauch auch des Vermisten dienen, unter den Einfluß wirklich modernen künstlerischen Geistes und Wesens zu geraten beginnt.

Es ist eine notwendige und selbstverständliche Forderung, daß in einem Lande, wo die Grundlagen der Bildung jedem, sogar zwangsweise, gegeben werden und auch die höhere Bildung verhältnismäßig leicht zugänglich ist, auch der Kunstgenuß nicht das Vorrecht eines kleinen Teiles der Gesellschaft bleiben darf. Da- her freie Volksbühnen, Museenwanderungen, populäre Konzerte, billige Bücher zc. Auch hier wieder Variété, Wissenschaft und Kunst in kleinen Dosen und in buntem Durcheinander. Niemand will von etwas ausgeschloffen sein und von allem wenigstens ein Kosthäppchen ge- nießen dürfen. Ich halte es für überflüssig, da über Verflachung und Entwürdigung ein Wehgeschrei zu er- heben. Abgesehen davon, daß gegen den starken Zug der Zeit tatsächlich nichts auszurichten ist, ist es doch wirklich gerechter und menschlicher, vielen ein wenig, als wenigen alles und der großen Mehrheit nichts zu gönnen. Und wie viel Sonnenschein wird nicht durch eine kleine Gabe der Kunst oft in ein trübes, trostloses Dasein gebracht! Wie oft ist nicht ein einzelnes Buch, ein Bild, ein zufällig erworbenes Möbelstück die Ursache geworden, den schlummernden Drang nach eigener künstlerischer Bethätigung zu wecken und einer schön- heitsdürstigen Seele edelste Befriedigung zu bringen.

Es ist wirklich die höchste Zeit, daß nun auch die Dichter und die Musikanten anfangen, sich in so schönem Sinne gemein zu machen wie die bildenden Künstler und die Verschleißer der Wissenschaft. Die naturalistische Schule hat das Volk bei der Arbeit auf- gesucht — mögen nunmehr wirkliche Dichter das Volk bei seinem Vergnügen aufsuchen; nicht das Volk im Sinne des Böbels, denn für dieses arbeiten ja litterarische Ge- werbetreibende genug, die nichts mit der Kunst zu thun haben, aber für das Volk im Sinne der Hundert- tausende, bei denen geistige Bedürfnisse vorhanden und die einer Veredelung ihres Geschmacks zugänglich sind. In Paris haben zuerst kleine Vereinigungen von jungen Malern, Musikern und Litteraten die kassen Abend- unterhaltungen, mit denen sie sich bis dahin nur selbst amüsierten, der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht, und als die mit ihrem meist recht bescheidenen, aber durch den Stempel der Persönlichkeit so reizvollen Darbietungen einen ungewohnten Erfolg hatten, ward aus der künstlerischen Laune Ernst, und die dilettantischen Talente der Sänger und Rezitatoren wurden zu berufsmäßiger Kunstübung ausgebildet. Die Cabarets schossen wie Pilze aus dem Boden; auf dem Montmartre und im Quartier latin sind sie kaum noch zu zählen. Es sind meist Kneipen geringer Art, die wenig oder gar keine Ansprüche auf Behaglichkeit und Eleganz machen. Aber wirkliche Künstler haben mit reizenden Tollheiten die nüchternen Wände geschmückt, und mehr oder minder begabte Poeten tragen auf einem Podium bescheidenster Art ihre Dichtungen vor, die sie zum großen Teil selbst in Musik setzen und von einem befreundeten Musiker harmonisieren und begleiten lassen. Neben der aktuellsten



politischen oder sozialen Satire, neben der dreistesten Coqnonnerie bekommt man in diesen Kunstkeipen die zarteste, sinnigste Lyrik zu hören, und vom frechsten Akt bis zur wuchtigsten Tragik bekommt man die ganze Farbenskala poetischer Vorwürfe und Spielarten aufgerollt. Da der ganze Bühnenapparat aus einem Piano besteht, und Frauen wenig oder gar nicht in diesen Cabarets auftreten, so beruht ihre Anziehungskraft gerade für die gebildetste, künstlerisch anspruchsvollste Gesellschaft von Paris lediglich auf der künstlerischen Dualität der Form und auf dem Gehalt an Gedanken, Witz und originellen Empfindungen der vorgetragenen Kleinigkeiten.

Es stellt der alten Kultur der Franzosen, ihrem feinen Kunstinstinkt ein glänzendes Zeugnis aus, daß sich die im besten Sinne vornehmste Gesellschaft zu diesen anspruchslosen Unterhaltungsabenden der jungen Künstler drängt. Wir sind in Deutschland — wie ich fürchte — noch nicht so weit. Reichtum und Vornehmheit der Geburt, ja selbst die Abgangszeugnisse höherer und höchster Lehranstalten bieten bei uns noch keine Gewähr für wirkliches Kunstverständnis oder auch nur Kunstbedürfnis. Im Gegenteil, unsere Gymnasialbildung hat uns erblich mit dem Vorurteil belastet, als ob Verstorbenheit und Langeweile das Kennzeichen der echten großen Kunst sei. Es gilt für einen Beweis tiefer Bildung, sich gegen das Lebendige und Tagfällige, besonders wo es in leicht genießbarer Form geboten wird, vornehm ablehnend zu verhalten. Die Leute, die bei uns viel Geld und keine Bildung haben, amüsieren sich, wie überall in der Welt, am meisten bei den niedrigsten Vergnügungen der Masse und beteiligen sich am wirklichen Kunstgenuß nur insoweit, als es erforderlich ist, um in ihrer Gesellschaftsschicht den Schein des guten Geschmacks zu wahren. Die stärksten künstlerischen Bedürfnisse haben bei uns im allgemeinen die Leute mit den kleinen Portemonnaies, und wo sich Reichtum und wirkliche Bildung zusammenfinden, da existiert doch wenigstens das starke Vorurteil noch, daß gute Kunst auch einer würdigen Inszenierung bedürfe, daß sich Leute von Rang und Ansehen nicht unter verdächtigem Zigeunervolk, in anrühigen Stadtgegenden und untergeordneten Lokalen sehen lassen dürften.

Seit die pariser „Roulotte“ in Deutschland ihre Gastspielreise unternommen hat und besonders seit so vielen Tausenden deutscher Ausstellungsbesucher die Cabarets bekannt geworden sind, ist in den Kreisen unserer jüngeren Künstlergeneration der Wunsch immer lebhafter zum Ausdruck gekommen, das Experiment des künstlerischen Variétés auch bei uns zu versuchen. Ich selbst bin schon vor Jahren nicht durch die pariser Vorbilder, sondern durch die phantastischen Pläne des prachvollen skandinavischen Poeten Holger Drachmann und durch Bierbaums Roman „Stilpe“ zum Nachdenken über diese Frage und zum Schmieden eigener Pläne ange-regt worden, und im Laufe der letzten zwei Jahre sind wiederholt mündliche und schriftliche Anfragen an mich ergangen, ob ich nicht die Hebung des „Brettls“ in die Hand nehmen wollte. Und da auch die öffentliche Meinung, soweit sie sich in der Presse kundgibt, mir ein erfreuliches Vertrauensvotum zu Teil werden ließ, so glaubte ich mich der Verpflichtung nicht länger entziehen zu können, nun endlich das schwierige Werk in Angriff zu nehmen.

Für schwierig halte ich das Unternehmen aus drei Gründen: erstens einmal darum, weil unserem deutschen Publikum im großen und ganzen die zärtliche Teilnahme für die künstlerische Bohème fehlt und wohl auch ein wenig der feine Kunstinstinkt, der die gebildeten Schichten der romanischen Rasse auszeichnet. Zweitens darum, weil unsern Dichtern und Musikern das Talent, persönlich ihre Werke wirkungsvoll zum Vortrag zu bringen, abgeht. Ich kenne in ganz Deutschland einschließlich des deutsch redenden Oesterreich — außer mir selbst — kaum ein halbes Duzend Dichter, die sich nicht durch eigenen Vortrag ihrer Werke erheblich schädigen würden, und unter den Komponisten wüßte ich kaum

mehr aufzuzählen, die ihre Lieder auch nur einigermaßen selbst singen können. Der Ausdruck „Komponistenstimme“ bezeichnet bei uns geradezu ein Ideal von Scheußlichkeit, und wenn ich von einem jungen Dichter höre, der seine Erzeugnisse selbst zum Vortrag bringen will, so fühle ich ein Mitleid mit ihm, so tief, als ob er mir sagen würde: „Sie sehen, lieber Herr, ich stehe am Abgrund, es giebt kein Entrinnen mehr — heute Abend um acht Uhr siebenunddreißig Minuten gedenke ich mich auf Ehre umzubringen.“ Und die dritte und nicht geringste Schwierigkeit erblicke ich in unserer neuerdings besonders empfindlich gewordenen Zensur, die zwar der leichtest geschürzten Muse ein Wort oder Zötlein zu viel gern nachsieht und dem friedlichen Bürger auch ruhig seine Freude an schlanken Mädchenbeinen und zierlichen Spitzenhöschen läßt, aber dem ehrlichen Schalk, der mit seiner Britsche zu hoch nach oben oder zu deutlich auf allgemein bekannte Schäden weist, oft gar ängstlich in den Arm fällt. Auch über Mangel an Freiheit für das gedruckte Wort brauchen wir uns meiner Meinung nach hier in Deutschland nicht zu beklagen. Ich für meine Person hätte sogar gar nichts dagegen, wenn man der geschäftsmäßigen Spekulation auf die Lüsterheit und andere niedrige Instinkte noch mehr auf die Finger sähe; denn ich kann nicht finden, daß es zum Ruhme eines Landes beitrage, eine reich entwickelte Pornographie zu besitzen. Was wir Schaffenden beklagen, das ist die übergroße Menglichkeit unserer Polizei gegenüber dem von der Bühne gesprochenen Wort, unter der gerade die Dichter am meisten zu leiden haben, die ihren Beruf als Sittenprediger und Wundärzte am ernstesten nehmen. Die herrschenden Gewalten haben ja ohne Zweifel recht, wenn sie das Bestehende zu schützen und eine neue Gedankenfaat zu vernichten trachten, die Unzufriedenheit mit diesem Bestehenden erzeugen könnte. Das ist einfach eine Pflicht, die der Selbsterhaltungstrieb auferlegt. Aber unpsychologisch will es mich bedünken, das freie Gelächter zu unterdrücken. Ein unterdrücktes Gelächter treibt allemal Galle ins Blut, während umgekehrt ein aufgestauter Gallenüberschuß durch kein Mittel leichter entfernt wird als durch eine kräftige Erschütterung des Zwerchfells. Menschen und Dinge, über die man nicht lachen darf, die kann man auch nicht lieben, und die weitgeöffnete Tazze, die sich lachend auf die Schenkel schlägt, ist weit harmloser als die in der Tasche geballte Faust. Verletzungen schuldiger Ehrfurcht durch dreistes Gelächter werden stets durch den guten Geschmack unschädlich gemacht werden; tödlich wirkt die Vächerlichkeit nur, wenn eine zu Unrecht angemessene Würde ihr anheim fällt. Die Vächerlichkeit tötet, nicht aber das Lachen. Das Lachen wirkt immer befreiend, es tötet aber die Bosheit und den Haß, und das ist unter allen Umständen ein gutes Werk.

Nun ist es aber meine feste Ueberzeugung, daß uns die Schwierigkeiten, die ich eben aufzählte, von dem Versuche, unserem gebildeten deutschen Publikum echte Kunst im Variétésstil vorzuführen, nicht abzuschrecken brauchen. Zum ersten sehe ich keinen Grund, an der Aufnahmefähigkeit unserer Gebildeten für diese neue Gattung zu verzweifeln. Mag das Bedürfnis nach einer künstlerischen Erhebung des Brettlstils zunächst auch nur dem verhältnismäßig kleinen Kreise von Künstlern und künstlerischen Feinschmeckern bewußt worden sein, so wird sich dieses Bedürfnis sehr rasch verallgemeinern, wenn erst einmal das, was wir erstreben, irgendwo zur gelungenen That geworden ist. Die notwendigen intimen Beziehungen zwischen dem Publikum und den Künstlern werden sich zunächst einmal in den Mittelpunkt geistigen Lebens gewiß sehr rasch herstellen lassen. Sie bestehen ja schon in Wien, Berlin und einigen wenigen anderen Städten, wo eine eingehende allgemeine Beschäftigung der Presse mit der Bühne zwischen Publikum und Künstlern eine beständige Fühlung hergestellt hat. Und diese Fühlung wird noch enger werden, wenn unsere jungen Dichter und Komponisten, das Vorurteil der falschen Vornehmheit aufgebend,

selbst auf das trauliche Brett steigen und von dort im liebenswürdigen Plauderton des kleinen Raumes zu ihrer Gemeinde reden. Eine Auslese des Publikums wird sich sehr bald von selbst vollziehen. Dem ungebildeten Geschmack wird die lärmende Art des Tingeltangels mit seinen groben Sinnenreizen stets mehr zuzagen als der stille Zauber feiner Kunst, und mit den vollendeten Darbietungen der internationalen Artistenwelt, mag sie auf dem Parterre oder am Trapez hoch oben unter der Saaldecke arbeiten, mag sie mit gefährlichen Werkzeugen jonglieren oder die wildesten Bestien zum Flöteblasen dressieren, mit denen werden unsere singenden Bilder, unsere mit Klavier begleiteten Pantomimen, unsere stilisierten Tänze und Farbentonräusche nicht weiteifern können. Viele, vielleicht die meisten von denen, die die Neugier in unsere Vorstellungen treibt, werden mit einem enttäuschten „Weiter nichts?“ die Achseln zucken und nicht wiederkommen. Dafür werden aber ganz gewiß die anderen, denen das schmeichelnde Piano, die zarte Stimmung unserer Art wohlthuend die Nerven streichelt, desto öfter wiederkommen. Diese Freunde werden freiwillige Werber für unsere Sache sein. Und wenn unsere Künstler erst gewahr werden, daß sie sich nicht einer verständnislosen Menge gegenüber befinden, die keinen Unterschied zu machen versteht zwischen ihren Absichten und Leistungen und denen beliebter Text- und Musiklieferanten fürs Tingeltangel, so werden sie gar leicht die Furcht vor Entwürdigung überwinden, die vielleicht heute noch den oder jenen von der Beteiligung am Ueberbrett zurückhält. Viele sind es schon jetzt nicht, wie ich zu meiner Freude bestätigen kann. Mit ganz wenigen Ausnahmen haben sich unsere anerkanntesten und vornehmsten Talente auf meinen Ruf zur Mitarbeiterchaft willig finden lassen. . .

Wir dürfen zuversichtlich erwarten, daß das neue Beispiel die neuen Talente entdecken und die verborgenen alten aus den Schlupfwinkeln ihrer Bescheidenheit hervorlocken wird. Die Begabung für die Kleinkunst oder, sagen wir besser, für die kleinen Formen der Kunst ist ohne Zweifel viel verbreiteter als die für die große Kunst in großer Form. In den Kneipzeitungen junger Musensohne, in den Faschingsveranstaltungen unserer jungen Künstler toben sich solche Kräfte manchmal in entzückender, übermütiger Grazie aus, ohne daß die Öffentlichkeit jemals eine Ahnung davon bekommt. Wenn aber erst eine vornehme Stätte der öffentlichen Darbietung für solche Kleinkunst vorhanden ist, dann wird es der Ehrgeiz jener willkommenen Kleinen sein, dort festen Fuß zu fassen. Und dann werden auch die Talente zur persönlichen Darstellung, die sich merkwürdigerweise bei uns viel häufiger unter den bildenden Künstlern finden als unter den Litteraten und Musikern, sich gern an die Öffentlichkeit hervorzwagen. Was mich aber mit besonderer Zuversicht erfüllt, das ist die Ueberzeugung, daß unsere deutsche Lyrik ebenso wie unsere deutsche Musik beträchtlich vielseitiger und eigenartiger sei als die französische, und daß darum der künstlerische Wert unserer Darbietungen ein höherer sein wird als in dem beneideten Paris. Wenn aber erst einmal die Ueberzeugung von der künstlerischen Vornehmheit des Ueberbretts allgemein durchgedrungen ist, dann wird auch die dritte Schwierigkeit, die uns die Aengstlichkeit der Behörden zu bereiten droht, unschwer zu überwinden sein. Wenn die Durchschiebung unserer Kostgänger sich vollzogen hat, wird sicherlich das Vorurteil schwinden, als ob das Ueberbrett bedenkliche Tränklein für gefährliche Hitzköpfe braute. Es wird das Ziel meines Ehrgeizes sein, den Wirklichen Geheimen Rat ebenso in seinen Ansprüchen an eine anständige, abwechslungsreiche Unterhaltung zu befriedigen, wie etwa den jungen Lebemann von verwöhntem Geschmack oder den jungen Künstler von eigensinnigen Idealen. Ich verspreche mir sogar viel leichteres Spiel mit dem Wirklichen Geheimen Rat, und der erste Geheime, der in seinen Kreisen erzählt, er habe sich im „Bunten Theater“ köstlich unterhalten, der wird uns den Maulkorb um einige Böcher

weiter schnallen. Wir brauchen die soziale Satire, den politischen Witz; aber wir können verzichten auf die galligen Ausbrüche gekränkter Partei-Interessen. Wir wollen versuchen, uns auf den freien, ironischen Standpunkt des erfahrenen Weltmannes zu stellen, wir wollen versuchen, die Herren Oberhofmarschälle und Staatsminister in Hemdärmeln und beim gemütlichen Glase Wein zu interviewen und des schlichten Mannes aus dem Volke Meinung abzufangen, wie er ihr Ausdruck giebt, wenn er fern von dem Phrasennebel der lauten Volksversammlung mit seinen Freunden vom Herzen herunter redet. Dem freien Worte gebildeter, denkender Leute unter sich legt ja auch heute schon niemand Fesseln an — es sei denn, daß boshaftes Denunziantentum sich in so gute Gesellschaft einschliche. Aber wir dürfen überzeugt sein, daß uns die Polizei weit lieber parlamentarische Redefreiheit vergönnen als uns durch Verbote tückisch zu machen riskieren wird.

Die Hoffnungen sind die besten. Nun gilt es vor allen Dingen: anfangen — selbst auf die Gefahr hin, nicht auf den ersten Streich gleich die Erfüllung kühner Träume zu erreichen. Wenn es mir glückt, wie ich hoffe, auf der geplanten Reise durch die Mittelpunkte deutscher Intelligenz und Kunstbestrebung ungetrübte Sinne, guten Willen und offene Geldbeutel zu finden, so bin ich überzeugt, daß der Gedanke des künstlerischen Variété auch bei uns bald feste Wurzel fassen wird und dann im freien Spiel der Kräfte die Ueberbrettel überall aus dem Boden schießen werden. Möglich, daß die Vollendung anderer beschieden sein wird, ich werde mich in dem Bewußtsein, als Pfadfinder gedient zu haben, ohne Groll an meinen Schreibtisch zu meinen Dramen und Romanen zurückziehen. Sollte irgendwo die Befürchtung bestanden haben, daß mein Ueberbrett nur für Uebermenschen und für rasende Jünglinge bestimmt sei, so dürften solche durch meine Ausführungen wohl zerstreut worden sein. Die Muse des Ueberbretts wird zwar in langem Gewande erscheinen und sich nicht scheuen, bisweilen gar die tragische Maske vorzunehmen; aber lieber noch wird sie den Saum lüpfen und ihr zierliches Füßchen sehen lassen, und durch die Musik unserer Ueberbrett-Kompositionen wird das häufigst wiederkehrende Leitmotiv das Kling-Klang der Weingläser und das feste Tralala sein.

(Aus der „Vossischen Zeitung“.)

### Auszüge.

**Deutschland.** Welche Bewandnis es mit dem sogenannten „Ueberbrett“ hat, ist in dem vorstehenden Aufsatz Ernsts von Wolzogen eingehend genug auseinandergesetzt, daß sich jeder seiner Leser selbst ein Urteil über die Zwecke und Aussichten dieser in Deutschland neuen Gattung litterarischer Tingeltangel zu bilden vermag. In der Presse — der Tagespresse sowohl, als in artistischen Fachblättern und auch in kirchlichen Organen (z. B. Kirchliche Wochenschrift Nr. 2) — wurde das Projekt vielfach besprochen, begrüßt und wohl auch im Voraus heftig angegriffen. Ausführlicher behandelt es ein Feuilleton „Brett und Ueberbrett“ von Camillo Heyden (Bresl. Ztg. 988), der den künstlerischen Nutzen des „veredelten Variétés“ hervorhebt und schließlich meint: „Kurz und gut: das Theater, wie es ist, läßt viele berechtignte Unterhaltungsbedürfnisse unbefriedigt, und das Brett, wie es ist, nimmt sich ihrer in einem unfeinen und unkünstlerischen Geiste an. Wenn es gelingt, diese Bedürfnisse in den Bannkreis der Kunst hineinzuziehen, so wird eine Arbeit geleistet, die für die geistige Gesundheit unseres Volkes von hoher Bedeutung werden kann.“ Auch Oskar Keller (Berl. N. Nachr. 596) knüpft an Wolzogens Unternehmen an, um besonders auf die Wichtigkeit der Pantomime für den Spielplan eines solchen „bunten Theaters“ aufmerksam und deren historische Entwicklung zum Gegenstand einer rückschauenden Betrachtung zu machen. Sehr enthusiastisch begrüßt Ferdinand Hardekopf („Das litterarische Variété“, Freisinn. Ztg. 294) die neue Bewegung, als deren eigent-